Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 36 (2023)
Heft: 8

Artikel: "Es geht um ein lokales Bewusstsein für ein globales Problem"
Autor: Herzog, Andres
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1050354

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mariam Issoufou Kamara (44) gründete 2014 das Atelier Masomi in ihrem Heimatland Niger und ist Mitinitiantin des Architekturkollektivs United4-Design. Seit 2022 unterrichtet sie als Professorin an der ETH Zürich. Kamara hat in Niger unter anderem eine Wohnüberbauung, einen regionalen Markt und ein Gemeinschaftszentrum in einer umgenutzten Moschee gebaut. Derzeit plant sie in der Hauptstadt Niamey einen Kulturkomplex und in Monrovia das ‹Ellen Johnson Sirleaf Center for Women and Development›, benannt nach der ersten Präsidentin von Liberia.

«Es geht um ein lokales Bewusstsein für ein globales Problem»

Die ETH-Professorin Mariam Kamara ist als Architektin geprägt von ihrer Heimat Niger. Ein Gespräch über Lehmbau, lokale Intelligenz und den Tunnelblick in der Architektur.

Interview:
Andres Herzog
Foto:
Atelier Masomi

Sie haben an der ETH Zürich eine Professur für architektonisches Erbe und Nachhaltigkeit inne. Was hat das eine mit dem anderen zu tun?

Mariam Issoufou Kamara: Nachhaltigkeit ist ein fester Bestandteil des architektonischen Erbes, ob in Europa oder anderswo. Vor der industriellen Revolution mussten wir nachhaltige Gebäude entwerfen, die uns auf natürliche Weise vor den Elementen schützen konnten. Aber als wir in der Lage waren, alles zu mechanisieren, hörten wir als Architektinnen auf, darüber nachzudenken – mit dem Ergebnis, dass die Materialien und die Betriebsenergie der Gebäude einen grossen CO_2-Fussabdruck erzeugen und den Planeten verschmutzen. Wir müssen bei der Nachhaltigkeit an die Lehren denken, die wir aus der Vergangenheit ziehen können.

Und was können wir lernen?

Wir müssen lernen, Bauten zu errichten, die Bestand haben und wiederverwendet werden können, statt Gebäude abzureissen und nach 25 Jahren wieder von vorn anzufangen. Zu oft betrachten wir Nachhaltigkeit als ein weiteres Gadget, beispielsweise Solarzellen, die wir an einem Gebäude anbringen. Aber die müssen irgendwo in einer Fabrik hergestellt werden. Sie altern nicht gut und tragen zu giftigen Abfällen bei. Technische Geräte sind eher ein Pflaster als eine echte Lösung.

Die Antwort auf den Klimawandel ist also nicht mehr Hightech, sondern mehr Lowtech?

Ja. Der grösste Teil der Welt kann sich die technischen Lösungen nicht leisten. Die globale Mehrheit besteht aus den Schwellenländern, in denen die Bevölkerung und die Städte am schnellsten wachsen. Wenn die Bauindustrie den Weg, den sie im 20. Jahrhundert beschritten hat, im 21. Jahrhundert fortsetzt, werden wir noch grössere Probleme haben als heute.

Die Lösungen müssen im grossen Massstab funktionieren. Wie lässt sich das bewerkstelligen?

Es geht darum, die zeitgenössische Architektur neu zu definieren. Wir haben die Vorstellung von globalisierten Typologien, die sich überall anwenden lassen. Aber ein Gebäude, das in der Schweiz funktioniert, funktioniert nicht unbedingt in Indien, wo das Klima, die Lieferketten und der Zugang zu Materialien anders sind. Es geht also um lokale Intelligenz.

Können Sie ein Beispiel nennen?

Nehmen wir die Dichte. In einem Land wie Indien bedeutet das etwas anderes als in Niger, wo ich herkomme. Die dortige Hauptstadt Niamey hat nur 1,5 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner, und die meisten Häuser sind →

«Einer meiner Beweggründe, Architektin zu werden, war dieses Gefühl der Demütigung»: Mariam Issoufou Kamara

«Wir betrachten oft nur ein paar Gebäude aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, diese Handvoll Götter im Pantheon der Architektur.»

→ bloss einstöckig. Es wäre unangemessen, in der Stadt einen Turm zu bauen. Der Bau von drei oder vier Stockwerken würde die Dichte bereits vervierfachen. Es geht darum, diese Art des lokalen Bewusstseins für ein globales Problem zu schaffen.

Sie haben Projekte in den Vereinigten Arabischen Emiraten, in Liberia und im Senegal. Sollten Architekten laut Ihrem Ansatz nicht stärker lokal arbeiten?

Nicht unbedingt. Die Grundlagen sind wichtig, dann kann man andernorts bauen, weil man nicht einfach etwas dorthin verpflanzt. Man befragt jedes Mal den Kontext nach Hinweisen, um den richtigen Weg einzuschlagen.

Die Architekten müssen auch mehr über die Materialien nachdenken, mit denen sie bauen. Sie haben oft mit Erde und Lehm gebaut. Glauben Sie, dass dies das Material der Zukunft ist?

Es kommt darauf an. Das Material Erde ist am besten verfügbar. In Niger haben wir keinen Lehm verwendet, sondern eine eisenhaltige Erde, die nach dem Trocknen viel härter ist als Beton – man braucht Stahlnägel, wenn man etwas an die Wand nageln will. Aber die Konstruktionsweise ist nur an bestimmten Orten sinnvoll. Das soll auch nicht heissen, dass wir alle Technologien, die wir haben, über Bord werfen sollten. Es gibt viel Raum für Hybridlösungen. Für eine Struktur mit grossen Spannweiten ist Beton toll, aber nicht für die Wände. Ich wähle gerne aus, was am besten funktioniert. Ich möchte mich nicht auf ein Dogma beschränken; die Welt der «Nur»-Lösungen ist weniger interessant. Und nicht sehr rational. Zudem glaube ich, dass ich ein sehr logischer Mensch bin. Das mag an meinem früheren Beruf als Software-Ingenieurin liegen.

Bauherrschaften bevorzugen oft Beton gegenüber Lehm, den sie als altmodisch oder unerprobt ansehen, obwohl er schon seit Jahrtausenden verwendet wird. Wie gehen Sie damit um, dass eine Gesellschaft Materialien in einer bestimmten Weise wahrnimmt?

Dieses Problem ist die erste Herausforderung, der wir uns stellen müssen. Der grösste Triumph von Beton ist, dass er es geschafft hat, jeden glauben zu lassen, er sei das einzige Material, das dauerhaft ist. Beton ist sehr stark und fliessend. Er erlaubt eine grosse Freiheit des Ausdrucks. Aber Beton altert nicht sehr gut. Es ist unwahrscheinlich, dass er tausend Jahre überdauert wie ein Steingebäude aus der Römerzeit. Es geht um die Wahrnehmung. Als ich anfing, in Niger zu bauen, galt Lehm als ein Material für die Armen, für Dörfer. Zwei Dinge überzeugten die Bauherren: Erstens war es 20 bis 30 Prozent billiger, mit Lehm zu bauen. Und zweitens war der Unterschied im Energieverbrauch verblüffend. Bei 45 Grad Hitze geben manche Leute die Hälfte ihres Gehalts für Strom zur Kühlung aus, besonders in einem Betongebäude. Ein Lehmbau ist besser für das Klima geeignet und verbraucht weniger Energie.

Ein weiterer Aspekt ist die Wahrnehmung des Risikos. Die meisten Bauherrschaften haben noch nie mit Lehm gebaut. Wie haben Sie sie überzeugt?

Wir haben viele Tests durchgeführt und jede neue Charge von Ziegeln ins Labor geschickt, um Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu dokumentieren. Es ist eine Sache zu wissen, dass eine Lösung technisch funktioniert, aber es ist etwas ganz anderes, es auch zeigen zu können. Jemand muss den Mut haben, ein grosses Gebäude in einer städtischen Umgebung zu bauen, nicht nur einen Pavillon.

Sehen Sie bereits eine Wiederbelebung des Lehmbaus in grösserem Umfang, wie es bei Holz der Fall war?

Ja, in Niger wird komprimierte Erde allmählich zum Mainstream. Es gibt viele Schulen aus diesem Material, aber auch Wohnbauprojekte. Unser Entwurf für das Kulturzentrum in Niamey, dessen Bau dieses Jahr beginnt, hat den Menschen gezeigt, wie man mit Lehm hohe Strukturen bauen kann. Wir planen ein Bürogebäude mit fünf Stockwerken mitten in der Stadt. Es gibt allmählich ein grosses Interesse und Verständnis, was sehr ermutigend ist. Vor zehn Jahren musste ich den Lehmbau jedes Mal verteidigen. Jetzt geht es eher darum, die lokalen Handwerker mit den nötigen Fähigkeiten zu finden. An einigen Orten ist ihr Know-how so gefragt, dass es teurer geworden ist, mit Lehm zu bauen als mit Zement.

Sie werden bald mit dem Bau des Ellen-Johnson-Sirleaf-Zentrums in Liberia beginnen, geplant von einem Architektinnenteam. Welche Bedeutung hat das Projekt für Sie?

Der Auftrag war buchstäblich die Ehre meines Lebens. Als die erste E-Mail in meinem Posteingang landete, konnte ich in der Nacht nicht schlafen. Für mich als afrikanische Frau ist Sirleaf ein Leuchtfeuer der Inspiration. Sie war die erste Präsidentin des Kontinents. Und das Projekt wird weltweit betrachtet das allererste Präsidentschaftszentrum für eine Frau sein. Das Bauvorhaben ist einschüchternd und aufregend zugleich. Es gibt viele Parallelen zwischen diesem Auftrag und meinem Ethos in der Architektur: Es geht darum, einen Raum für die Menschen zu schaffen, für Frauen, aber auch für die Jugend.

Wo haben Sie mit dem Entwurf begonnen?

Wir haben das Ökosystem in Liberia unter dem Gesichtspunkt der Konstruktion betrachtet: Wie können wir lokale Handwerkerinnen einbeziehen und Know-how, das dort bereits heimisch ist? So können wir durch ein Bauprojekt wirtschaftliche Möglichkeiten entwickeln. Wir sahen zum Beispiel Flechterinnen, die überall in der Stadt entlang der Strasse Körbe flechten. Das hat mich dazu inspiriert, Decken zu entwerfen, die mit gewebten Matten verkleidet sind – als moderne Interpretation der traditionellen Hütten. In ähnlicher Weise haben wir andere Herstellerinnen, Maurer oder Metallarbeiter eingebunden. Das stärkt das Vertrauen der lokalen Arbeitskräfte und lässt sie am Projekt teilhaben, auch ökonomisch.

Welche Rolle spielt das lokale Klima im Entwurf?

Liberia ist nicht weit von Niger entfernt, aber das Klima ist völlig anders. Niger ist ein Wüstenland, Liberia ist ein sehr tropisches Land mit starkem Regen. Bei der Architektur

«Technische Geräte sind eher ein Pflaster als eine echte Lösung. Der grösste Teil der Welt kann sie sich nicht leisten.»

drehte sich daher alles um den Regen – sogar bis hin zur Akustik. Der Regen ist so heftig und laut, dass die Menschen manchmal nicht miteinander reden können. Wir haben daher die Form der Gebäude als Puffer genutzt, der den Schall dämpft.

Sie sprechen oft über lokale Qualitäten. Doch Sie leben und arbeiten an verschiedenen Orten, in Niger, in den USA und in der Schweiz. Wo fühlen Sie sich zu Hause?

Ich habe länger im Ausland gelebt als in Niger. Aber das Land ist meine Heimat und meine Prägung. Ich glaube, ich war nie in der Lage, mich auf einen anderen Ort einzulassen, weil ich zu sehr damit beschäftigt war, meine Herkunft zu verteidigen. Allein aufgrund meiner Herkunft wurde mir diese Minderwertigkeit auferlegt. Aber ich bin mit einem unglaublichen Stolz auf unsere Kultur aufgewachsen. Ich habe mitten in der Wüste gelebt, wo es sehr alte Städte gibt. Niemand kann mir erzählen, dass wir in Afrika nicht unsere eigene Architektur und unsere eigenen Traditionen haben. Einer meiner Beweggründe, Architektin zu werden, war dieses Gefühl der Demütigung, das ich nicht ertragen kann.

Bevor Sie Architektur studiert haben, waren Sie Software-Ingenieurin. Warum haben Sie den Beruf gewechselt?

Ich wollte zunächst Architektin werden. Ich war in der privilegierten Lage, in den USA studieren zu können, was unglaublich teuer ist. Ich hatte das Bedürfnis, etwas Sicheres zu studieren, damit ich etwas zurückgeben konnte. In den späten Neunzigern boomte das Internet, also entschied ich mich für IT. Ich habe es zwar nicht bereut, aber am Ende war ich völlig unglücklich. Als ich anfing, Architektur zu studieren, war ich sozialer und politischer eingestellt. Ich hatte viel über die Umwelt und das Gefühl der Enteignung des eigenen Territoriums nachgedacht. In Afrika sind alle unsere Bemühungen darauf ausgerichtet, Architektur so zu gestalten, dass Strassen oder Häuser wie europäische Strassen oder Häuser aussehen. Für mich war das einfach unglaublich absurd. Warum tun wir das? Warum haben wir keine anderen Beispiele? All diese Fragen mussten erst an die Oberfläche dringen, damit ich schliesslich den Sprung zur Architektur wagte.

Wie kann diese reiche, aber oft vergessene Geschichte der Baukultur mehr Anerkennung finden?

Einer der ersten Ansatzpunkte ist die Bildung. Wir betrachten oft nur ein paar Gebäude aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, diese Handvoll Götter im Pantheon der Architektur. Das hat etwas unglaublich Tunnelblickartiges. Architektur gibt es schon seit Tausenden von Jahren. Aber wenn wir uns nur auf eine Handvoll Menschen und Projekte konzentrieren, dann sieht es natürlich auf der ganzen Welt gleich aus. Und weil das 20. Jahrhundert uns ermöglicht hat, so vielen Fragen auszuweichen, geht es in der Architektur vor allem darum, nur Formen zu erforschen. Aber wir vergessen den Raum, die Materialien und all die anderen Aspekte. Es hat auch mit der Verantwortung der Bauindustrie zu tun, die 40 Prozent der Umweltverschmutzung auf unserem Planeten verursacht.

Um diese Verantwortung geht es auch an der Biennale. Wie sehen Sie die diesjährige Ausstellung in Venedig, an der Sie beteiligt sind?

Ich bin unglaublich aufgeregt, weil die diesjährige Biennale all die Dinge thematisiert, auf die ich hingearbeitet habe. Sie gibt Architektinnen und Designern eine Stimme, die normalerweise nie diese Art von Bühne bekommen würden. Die Biennale befasst sich mit Themen, die die Welt herausfordern, zum Beispiel Nachhaltigkeit oder Repräsentation. Wir machen Architektur für die Menschen da draussen in der Welt. Ein Verständnis für die Komplexität dieser Welt ist also zentral. ●

Kommentar

Narrative statt Pläne

Venedig blickt nach Afrika. Erstmals steht der Kontinent im Fokus der Biennale, was angesichts der rapiden Urbanisierung und vielfältigen Baukultur in Afrika überfällig ist. «Die ‹Geschichte› der Architektur ist unvollständig. Nicht falsch, aber unvollständig», erklärte die Kuratorin Lesley Lokko. Die ghanaisch-schottische Architektin, Professorin und Romanautorin ergänzt sie in Venedig um vielfältige Kapitel und öffnet den Diskurs.

Lesley Lokko führt Grundsatzdebatten, wie sie an der Biennale seit 2014, als Rem Kohlhaas kuratierte, nicht mehr stattfanden. Die Hauptthemen ihres ‹Zukunftslabors› beschreibt sie mit den schwergewichtigen Begriffen ‹Dekolonialisierung› und ‹Dekarbonisierung›. Lokko räumt die Hallen im Arsenale leer und fragt nach dem Ursprung der Architektur: «Die Zukunft hat eine ferne Erinnerung.» Um sie offenzulegen, müssten wir die Geschichte umgraben. Oder einen neuen Blick auf sie werfen.

Auf die Vergangenheitsanalyse folgt die Gegenwartsdiagnose – und die fällt prekär aus. Wir haben die Natur zu «synthetischen Landschaften» verunstaltet. Die Verantwortung dafür ist so ungleich verteilt wie das Geld: Das Bauen ist für 40 Prozent der weltweiten Treibhausgasemissionen verantwortlich, der afrikanische Kontinent verursacht dabei aber nur für vier Prozent. Lokkos Schau mahnt: Nicht nur die Natur, auch unsere Geschichte ist kontaminiert durch Kolonialismus, Unterdrückung und Vertreibung. Die Architektur muss sich dieser Geschichte stellen, damit «Change» möglich ist. «Wir müssen Bauweisen finden, die altes Wissen wiederbeleben», erklärt der burkinisch-deutsche Architekt Diébédo Francis Kéré. Es geht um lokale Baustoffe wie Holz, Lehm oder Bambus. Wir lernen über indigenes Landmanagement, das egalitär und klimagerecht funktionieren soll. Oder über den «Afritect», der sein Metier breiter versteht und anders plant.

Die Biennale wühlt auf und fordert heraus, aber sie lässt einen etwas ratlos zurück. Lokko öffnet die Perspektive so stark, dass eine zentrale Frage in den Hintergrund rückt: Wie wird dieser Kontinent bebaut, dessen Bevölkerung sich bis 2050 verdoppeln wird? Die Situation ist paradox: Noch nie wurde so viel geplant und konstruiert wie heute. Doch die Teilnehmenden an der Biennale zeichnen keine Pläne, sie hinterfragen Narrative. Das ist nachvollziehbar angesichts der wichtigen und drängenden Fragen, die Lokko aufwirft. Und doch hätte man gerne mehr erfahren über die zeitgenössische Architektur in Afrika. Über den Wohnungsbau in Ruanda. Über die Hochhäuser in Südafrika. Über die informellen Siedlungen in Nairobi. Und über die Infrastruktur, die vielerorts mit chinesischem Geld gebaut wird. Denn die Diskussion darüber muss Afrika jetzt führen – nicht erst dann, wenn die Baukräne bereits in den Himmel ragen.

Lesley Lokko hat viele junge und unbekannte Architektinnen und Architekten eingeladen. Aber deren Positionen bleiben in der Ausstellung vage. Was sind ihre Zukunftspläne und Hoffnungen für den Kontinent? Was ist ihre gebaute Realität? Wie agieren sie darin? Konkretere Antworten auf solche Fragen werden hoffentlich künftige Biennalen liefern, an denen der Kontinent weiterhin eine zentrale Rolle spielen sollte. Denn die architektonischen Fragen Afrikas sind die Fragen der Welt. **Andres Herzog**